Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 2 (1908)
Heft: 12

Artikel: Gleichnisse und Symbole
Autor: Liechtenhan, R.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-131789

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gleichnisse und Symbole.

Durch viele ſolche Gleichniſſe redete er zu ihnen das Wort, wie ſies eben verſtehen konnten; ohne Gleichnis aber ſprach er nicht zu ihnen," erzählt Markus (4, 33 f.) von Jeſus. Er hat ſich dieſe Tatſache auf eine eigentümliche Art zurechtgelegt. Er fährt fort: „aber im vertrauten Verkehr mit ſeinen Jüngern gab er von allem die Auflöſung." Markus glaubt, die Gleichniſſe ſollten der unverſtändigen Maſſe den Sinn von Jeſu Botſchaft verhüllen. Deshalb hat er ihm auch weiter oben die Worte in den Mund gelegt: „Euch iſt das Geheimnis des Reiches Gottes gegeben; jenen aber, die draußen ſind, wird alles in Gleichniſſen zu teil, damit ſie ſehend ſehen und doch nicht ſchauen, und hörend hören und nicht verſtehen, auf daß ſie ſich nicht bekehren und ihnen vergeben werde." *)

Das Mißverſtändnis des Markus beruht auf der Meinung, daß Jeſu Gleichniſſe „Geheimniſſe des Himmelreiches" enthalten, d. h. Weisſagungen der großen meſſianiſchen Kataſtrophen. Bei den Juden zirkulierten zahlreiche Schriften, die in ſeltſamen Bildern und Symbolen die „letzten Dinge" beſchrieben, die ſogenannten Apokalypſen. Beiſpiele dafür ſind das Buch Daniel im Alten und die Offenbarung des Johannes im Neuen Teſtament. Die Deutung ihrer Symbole, z. B. der verſchiedenen Reiter, Schalen, Poſaunen in der Offenbarung des Johannes war Geheimwiſſen. Als ſolche apokalyptiſche Weisheit verſtand Markus Jeſu Gleichniſſe, und ſeine eigene Deutung derſelben (die er Jeſus in den Mund legt) beruht auf dieſem Irrtum; ſie faßt die einzelnen Größen der Gleichniserzählung als Symbole für religiöſe Dinge. In dieſen Bahnen ging auch die chriſtliche Auslegung; alles was im Gleichnis vorkam, ſollte etwas bedeuten, z. B. die zwei Geldſtücke, die der barmherzige Samariter dem Wirt gab, das Alte und das Neue Teſtament. Hauptſächlich durch das Verdienſt des Theologen Jülicher iſt die heutige Bibelwiſſenſchaft über dieſes Mißverſtändnis hinaus. **)

Jeſu Gleichniſſe dienten nicht dem Zwecke des Verhüllens, ſondern ſie wollen gerade dem Verſtändnis nachhelfen, ſie wollen anſchaulich und deutlich machen. Daß Jeſus in Gleichniſſen ſprach, iſt gar nicht auffallend, es iſt vielmehr natürlich. Denn man kann von religiöſen Dingen überhaupt nicht anders als in Bildern und Gleichniſſen reden.

Das religiöſe Erlebnis, auf dem alle lebendige Religion beruht, iſt Erfahrung einer überlegenen Macht, mag ſie nun aus dem Uni-

*) Ueberſetzung von Joh. Weiß in „Die Schriften des Neuen Teſtaments," neu überſetzt und für die Gegenwart erklärt. 2 Bände. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.

**) Populäre Darlegung der Frage von Weinel, die Gleichniſſe Jeſu in der Sammlung „Aus Natur und Geiſteswelt." Leipzig, B. G. Teubner.

versum, in das wir uns gestellt sehen, auf uns eindringen, mag sie aus dem menschlichen Gemeinschaftsleben und seiner Geschichte heraus uns erfassen, mag sie sich in den Nötigungen unseres inneren Lebens kund tun. Das Erlebnis ist bewundernde Anschauung, ehrfürchtige Versenkung, freudige Hingebung, erschütternde Ueberwältigung beim Zusammentreffen mit dieser überlegenen Macht. Wie aber läßt sich dieses Erlebnis in Worte fassen, wie mitteilen? Denn unmittelbar mit ihm verbunden ist das Gefühl: es geht nicht nur mich an, sondern durch mich will sich diese Macht auch meiner Umgebung kundgeben und auf das Gemeinschaftsleben einwirken. Alle lebendige Religion ist gemeinschafts- und geschichtsbildend.

Wie also läßt sich das Erlebnis mitteilen? Eng verbundene Seelen können einander etwa das, was durch sie hindurchgeht, ohne Worte fühlbar machen. Aber nicht immer ist das möglich und nie gegen Fernerstehende. Ausdrücke besitzt die Sprache nicht für das Nochnichtdagewesene; gerade als Eröffnung unbekannter Tiefen des Seins ist das religiöse Erlebnis unaussprechlich. Es bleibt kein anderer Weg, als es mit Bekanntem zu *vergleichen*, für das verständliche Worte zur Verfügung stehen. Das Bild ist die unentbehrliche Brücke für Uebertragung religiösen Lebens.

Es ist die *Phantasie*, welche die zutreffendsten und sprechendsten Vergleiche zu finden vermag. Darum ist sie für das religiöse Leben ganz unentbehrlich, eine Vorbedingung alles religiösen Redens und Gemeinschaftslebens. Man erschrecke nicht. Sie ist nicht nur die Schöpferin nichtwirklicher Gebilde, und wenn wir ihr in der Religion ihren Platz einräumen, so heißt das nicht die Religion zur Illusion machen. Die Phantasie ist auch die Schöpferin von plastischen Bildern, von einleuchtenden und zum Gemüte sprechenden Vergleichen; sie hat immer eine reiche Anschauungswelt vor ihrem Auge gegenwärtig und weiß das passende Bild heraus zu greifen, um das Unaussprechliche, wo auch nicht begreiflich zu machen, so doch ahnen zu lassen. Darum sind die bahnbrechenden Heroen der Religion, die Religionsstifter, immer Propheten und Dichter zugleich. Propheten sind sie, weil sie die Realitäten, die über dem Menschen stehen und in sein Leben eingreifen, viel intensiver empfinden; Dichter, weil ihnen die Gabe der Phantasie leicht die Bilder zufließen läßt, um ihre überragenden Erlebnisse mitzuteilen.

Der Fortschritt in der Religion besteht darum einesteils in immer tieferer Empfindung der göttlichen Realität, anderenteils auch in immer zutreffenderer Abbildung des Erlebten in Gleichnissen. So ist nicht das an Jesus das Bedeutsame, daß er in Gleichnissen sprach, sondern daß er neue Gleichnisse geprägt hat, als die alten längst abgegriffen und zu bloßen Worten geworden waren. Und daß er eine neue religiöse Bildersprache schaffen konnte und mußte, läßt uns erkennen, daß er eben tiefere Erlebnisse Gottes in sich trug.

Die Juden der Zeit Jesu stellten sich Gott wie einen orientalischen

Despoten vor, der, von einem ungeheuren Hofstaat umgeben, in unzugänglicher Ferne thront. Wenn Jesus dem das Vatergleichnis gegenüberstellte, so war das nichts absolut Neues; Gott wurde auch schon „Vater" angeredet. Jesus hat diesen Vergleich in neuer Weise so in den Mittelpunkt gestellt, daß auch das Königsgleichnis, das er ebenfalls brauchte, z. B. in dem Ausdruck Reich, wörtlich Königsherrschaft Gottes, einen andern Sinn bekam. Wenn Jesus Gott mit einem Vater vergleicht, will er damit nicht die Schwere oder absolute Giltigkeit der göttlichen Forderung abschwächen oder behaupten, daß den Menschen sein Unrecht nicht von Gott trenne. Aber er sagt, daß Gott den Menschen nicht wie ein Staatsanwalt aufpaßt und nicht wie ein pedantischer Richter ihre einzelnen Taten gegeneinander abwägt, sondern daß er selbst den Menschen helfen will und seinerseits beständig bereit ist, die trennenden Schranken, welche die menschliche Sünde aufgerichtet hat, zu beseitigen, sobald der Mensch seine feindselige Gesinnung aufgiebt. Er will sagen, daß Gott, fordernd und vergebend, dem sittlichen Streben des Menschen ebenso gegenüberstehe, wie ein Vater dem seines Sohnes. Wo das Verhältnis so erkannt und dargestellt ist, da bedeutet auch Königsherrschaft Gottes nicht mehr den Vergleich mit Despotie und blindem Gehorsam, sondern mit einer Familiengemeinschaft, deren Haupt mit den Gliedern durch Liebe und Freude verbunden ist. So sind schließlich alle religiösen Begriffe, wie Vorsehung, Schuld, Erlösung, Versöhnung Vergleiche; sie werden nur dann im christlichen Sinne verstanden, wenn sie auf Grund des Vatergleichnisses Jesu erfaßt werden.

Alle dogmatischen Versuche, uns diese Bilder als „wahren Glauben" aufzuzwingen, beruhen auf dem Irrtum, sie seien zutreffende Beschreibung der Wirklichkeit statt bloßer Gleichnisse des Unfaßbaren. Wie viel wird doch immer noch gestritten, ob Jesus Gottes Sohn sei. Das kann ursprünglich nur geheißen haben, daß das Verhältnis Gottes zu Jesus dem eines Vaters zu seinem Sohn vergleichbar sei. Aber schon sehr früh hat man es als zutreffende Beschreibung aufgefaßt und gar nicht gemerkt, wie man dabei Gott herunterzog ins Menschliche bis zur Behauptung physischer Zeugung Jesu durch den göttlichen Geist.

Nicht anders ist es bei den verschiedenen Versöhnungs- und Erlösungslehren gegangen. Wenn Jesus seinen Tod als Lösegeld bezeichnet hat, so wollte er die Gesinnung, in der er seinem Geschick entgegen ging, mit der Gesinnung desjenigen vergleichen, der sich selbst in die Sklaverei verkauft, um Andere davon loszukaufen. Er wollte seinen Tod als Opfer im sittlichen Sinne bezeichnen. Daraus wurde aber dann ein wirklicher Vorgang, ein Handel Gottes mit dem Teufel gemacht. Statt einfach die Gesinnung, die Jesus mit jenem Bildwort verdeutlicht hatte, auf die Herzen wirken zu lassen, wurden alle möglichen Dogmen daraus herausgesponnen und zur alleinseligmachenden Lehre ausgestaltet. Zudem beruhen diese Dogmen zum Teil auf vor-

christlichen Opfersitten und Rechtsanschauungen. Das kultische Opfer setzt den Vergleich Gottes mit einem tyrannischen Herrn voraus, dessen Gnade man mit Geschenken erkaufen muß. Darum kranken alle Theorien, die den Tod Jesu durch den Vergleich mit einem kultischen Opfer begreifen wollen, daran, daß sie mit vorchristlichen Bildern für die Gesinnung Gottes statt mit dem Vatergleichnis Jesu operieren. Auch der Apostel Paulus ist diesem Fehler nicht entgangen. So hat man auch den Wegfall des kultischen Opfers im Christentum damit erklärt, daß für den Christen das Opfer im Tod Jesu ein für alle mal vollbracht sei, statt sich einfach darauf zu berufen, daß der Gott Jesu keinem Despoten, sondern einem Vater gleicht und darum keine solchen kultischen, sondern allein sittliche Opfer verlangt. Oder diese Theorien vergleichen Gott mit einem Richter, der die Unerbittlichkeit des Gesetzes repräsentiert und unter allen Umständen Sühne des Deliktes verlangt, sodaß sie ihm schließlich zuschreiben, was ein irdischer Richter nur in barbarischen Zeiten zuläßt, eine Leistung der Sühne durch einen Andern als den Schuldigen, nur damit die Sühne stattfinde. Oder sie vergleichen ihn mit einem Herrn, der in durchaus vorchristlicher Weise Genugtuung für seine beleidigte Ehre haben will.

Wo wir den Gleichnischarakter aller religiösen Aussagen erkannt haben, sind wir von allem Schrecken vor solchen Dogmen los. Ja auch den Aufklärungsfanatismus werden wir los, der vom Widerspruch gegen diese Dogmen lebt und seine Kraft in dieser bloßen Negation sucht. Wir werden die Dogmen ansehen als Versuche, die christliche Gotteserfahrung darzustellen, aber als Versuche, die deshalb mißlingen mußten, weil sie vorchristliche Gleichnisse verwandten und die Vergleichung mit der Beschreibung verwechselten. Trotzdem aber werden wir zugeben, daß auch diese unzulänglichen Bilder Träger und Leiter wirklichen religiösen Lebens sein konnten und immer wieder sein werden.

Die Bilder, die das Unaussprechliche verständlich machen, sind immer dem Kreis des bekannten und vertrauten Kulturlebens entnommen. Das zwingt uns zu der Frage, ob unsere Zeit mit ihrer so viel komplizierteren Kultur nicht auch andere Bilder braucht als die Zeit Jesu. Einige kulturhistorische Erläuterungen vermögen Jesu Bilder und Gleichnisse, soweit sie nicht ohne weiteres einleuchten, dem Verstande leicht faßbar zu machen. Aber vermögen sie, wo sie zum Verständnis solchen archäologischen Apparates bedürfen, auch mit derselben Lebendigkeit unser Gemüt zu ergreifen? Leuchten sie noch ebenso zwingend ein? Ich denke nein. Es wäre dazu ein historischer Sinn, eine Kunst des sich Versetzens nötig, die nun einmal nicht jeder hat.

Zum Glück steht nun allerdings die Sache so, daß die wichtigsten Bilder Jesu zeitlos sind, von dem Menschen reden, der immer derselbe bleibt. Zwar hörte ich neulich behaupten, auch das Vatergleichnis rede zu unserer Zeit, wo sich das Familienleben immer mehr auflöse, nicht mehr mit derselben Unmittelbarkeit. Aber so schlimm steht es denn doch nicht. Auch wer selbst keine rechte Elternliebe genossen hat,

weiß doch, wie sie sein sollte, und gerade weil er sie entbehrt, kann ihm das Bild von der Vaterliebe Gottes besonders frohe Botschaft werden.

Aber andere Bilder haben für unsere Zeit nicht mehr dasselbe Leben. Wir denken zwar nicht daran, sie der Vergessenheit preiszugeben. Es sind nun einmal klassische Worte und wir werden uns alle Mühe geben, sie den Kindern unserer Zeit immer besser nahe zu bringen. Aber in der eigenen religiösen Sprache treten sie zurück. Hat z. B. eines der beliebtesten Gleichnisse der biblischen Bildersprache, das vom Hirt und von den Schafen, nicht seinen Gemütswert ganz verloren? Das Schaf ist nun einmal der Typus dummer Gutmütigkeit und schwächlicher Hilfsbedürftigkeit geworden, sodaß man sich mit ihm nicht gern vergleichen läßt. Um das Unglück voll zu machen, hat der Pietismus dieses Bild noch ganz zu Tode geritten, sodaß wir, wenn wir es heute brauchen, fürchten müssen, der nur zu sehr verbreiteten Meinung Vorschub zu leisten, Christ sein heiße möglichst viel vom Wesen des Schafes an sich tragen, das Christentum bedeute saftlose Süßlichkeit und kraftlose Unselbständigkeit, eine Sache der alten Weiber und Kinder. Oder denken wir an den Mißbrauch, der sich schon an das Bild von Braut und Bräutigam für das Verhältnis der Seele zu ihrem Erlöser gehängt hat.

Deshalb bleibt die Aufgabe, auch neue Bilder zu suchen. Das ist nun nicht jedermanns Sache. Dazu braucht man Dichter, und zudem solche mit lebendigem religiösem Empfinden und festem Wurzeln in unserm Kulturleben, nicht Verfertiger geistlicher Verse, die bloß die alten Bilder in neuen Reimen abwandeln. Einer, der diese Gaben besitzt, Walter Classen, hat den Versuch gemacht in einem Büchlein: „Jesus heute als unser Zeitgenosse“ (München, bei C. H. Beck). Einiges ist sehr gut geraten, einiges aber auch ganz mißlungen, und so speziell dem Leben der großen Hafen- und Handelsstadt entnommen — das ist natürlich auch wieder ein Vorzug — daß es für uns Bewohner des Binnenlandes wieder eine Uebersetzung nötig hat. Aber der von Classen beschrittene Weg ist richtig. Vorerst brauchen wir eine Frömmigkeit von der Art Naumanns, die Gott im Zeitalter der Maschine zu finden weiß. Aus ihr werden auch Dichter erwachsen, welche die alten Wahrheiten in Bilder für unsere Zeit zu gießen verstehen.

Aber bedeutet die Einsicht in den Gleichnischarakter unserer religiösen Aussagen nicht die Aufhebung ihrer Wahrheit? Müssen wir nicht das Bildliche immer mehr abstreifen, um durch das rein Begriffliche in die Wirklichkeit einzudringen? Ich hörte neulich jemand darlegen, daß auch die modernen Theologen mit ihrem religiösen Reden selbst Laien, die ihnen Vertrauen entgegenbringen, nicht mehr zu packen vermögen. Der Redner führte aus, daß wenn wir von Gottes Persönlichkeit, von seinem Willen, seiner Freude, seinem Wohlgefallen u. s. w. reden, das den Laien stoße, weil es eine Vermenschlichung Gottes bedeute und wir im Ernste dem unendlichen Gott nicht solche

menschlichen Gemütsregungen zuschreiben könnten. Auch von einem Jenseits wollte er nichts hören, da doch kein gebildeter Laie von einer Grenze im Weltraum, hinter welcher der „Himmel" zu suchen wäre, mehr wissen wolle, und doch setze das Wort „das Jenseits" immer noch eine solche Vorstellung voraus. Mit Recht wurde entgegnet, daß diese Vorwürfe den Gleichnischarakter aller dieser Ausdrücke übersähen. Wenn wir von Gottes Persönlichkeit reden, so wissen wir wohl, daß das ein Bild ist, das lange nicht an die Wirklichkeit heranreicht. Wir nennen aber damit das Höchste, womit wir Gott vergleichen können. Wir wollen damit ausdrücken, daß er die Kraft persönlichen Lebens ist und persönliches Leben will; daß wenn wir uns sein Wesen verständlich machen wollen, sich unsere Gedanken in der Richtung dessen, was wir Persönlichkeit nennen und darüber hinaus bewegen müssen. Man hat dafür schon das Wort gebraucht: Gott ist überpersönlich, das ist aber ein bloßes Wort, das uns in der wirklichen Erkenntnis von Gottes Wesen keine Spur weiter bringt. Oder wenn wir sagen: er ist bewußter, wollender Geist, so haben wir Persönlichkeit nur umschrieben, das eine Bild mit einem andern vertauscht. Wenn wir Gott unsere menschlichen Gemütsregungen: Freude, Wohlgefallen, Zorn ꝛc. oder unsere Tugenden: Liebe, Treue, Geduld ꝛc. zuschreiben, so wissen wir sehr wohl, daß wir damit nicht sein innerstes Wesen zureichend beschrieben haben, sondern wir meinen wieder das Höchste, womit wir sein Verhältnis zu uns vergleichen können.

Wenn wir vom Jenseits reden, so wissen wir sehr wohl, daß damit nicht ein örtlicher Begriff, irgendwo im Weltenraum, gemeint ist, sondern ein Dasein, für das die Schranken von Raum und Zeit aufgehoben sind. Das vermag sich aber unsere von den Sinnen abhängige Phantasie nicht vorzustellen und vergleicht jenes höhere Dasein mit einem fernen Gestade. Sie denkt etwa an ein Volk, das am Meere wohnt und weiß, daß weit jenseits des Meeres ein anderes Land sein muß, von dessen wunderbarer Welt schon einzelne Trümmer durch die Wellen ans Ufer geschwemmt wurden, von dem auch die alten Leute behaupten, man könne an ganz hellen Tagen die Umrisse seiner Berge sehen, das zu suchen sich schon Einzelne aufs Meer hinausgewagt haben, ohne jedoch wieder zurückzukehren. Ich male mit Absicht aus, um zu zeigen, daß auch das Wort Jenseits ein Bild ist. Etwas anderes steht uns nun einmal nicht zur Verfügung, wo wir vom Transscendenten reden; ja auch dieser Ausdruck (das unsere Erfahrungswelt „Uebersteigende") ist wieder ein Bild.

Wir mögen uns wenden, wie wir wollen, wir werden das Bildliche nicht los. Gerade je mehr wir uns von der gemeinen Wirklichkeit entfernen, um so mehr gehen uns die Worte aus und umso nötiger haben wir die Bilder. Glauben wir wirklich, wenn wir diese auf der Seite lassen und dafür bloße Abstraktionen, philosophische Kunstausdrücke brauchen, seien wir der Wahrheit näher gekommen? Nein, höchstens unlebendiger sind wir geworden und nur noch für eine Elite

von solchen verständlich, die sich das Gehirn verrenken gelernt haben. Ans Herz werden wir keinem mehr dringen. Und der Wahrheit sind wir immer dann am nächsten gekommen, wenn wir den zutreffendsten Vergleich, das zum Gemüt am vernehmlichsten sprechende Bild gefunden haben. Wir wollen bei den Bildern bleiben und darum auch weiter von Gottes Liebe, Treue, Gnade, Geduld u. s. w. sprechen. Denn so lange wir an diesen Leib mit seinen Sinnen gebunden sind, schauen wir durch einen Spiegel in ein Rätsel und warten, bis die Decke von unsern Augen genommen ist und wir Gott schauen von Angesicht zu Angesicht.

* * *

Mit dem Gleichnis darf nicht, wie oft geschieht, das Symbol verwechselt werden. Auch es hat in der Religion stets eine Rolle gespielt, namentlich im Kultus. Vor allem ist es in der Kunst zu Hause, aber auch im täglichen Leben findet es Verwendung. Es ist nicht Vergleichung, sondern Abkürzung. Eigentlich jedes Wort ist ein Symbol, diese bestimmte Reihenfolge von Lauten repräsentiert einen bestimmten Gegenstand; der geschriebene Buchstabe ist ein Symbol des Lautes. Irgend ein Wort, das Bild eines Gegenstandes repräsentiert eine abstrakte Größe, ist deren Symbol. Wer das Wort hört, das Bild ansieht, soll an den symbolisch bezeichneten Begriff erinnert werden. Das Symbol sagt aber nur dem etwas, der seine Bedeutung kennt, es leuchtet nicht unmittelbar ein wie das Gleichnis. Es beruht nicht auf Evidenz, sondern auf Vereinbarung und ist darum oft Geheimsprache oder -Schrift. So war es eben in der jüdischen Apokalyptik (siehe oben). Oft ist das Symbol mythologischen Ursprungs, oft beruht es auf einem Vergleich, aber es muß nicht dem bezeichneten Begriff möglichst ähnlich sein, sondern es hat bloß einen oder zwei Vergleichungspunkte. Zwischen dem Bild einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt, und der Ewigkeit, deren Symbol sie ist, liegt der Vergleich bloß in dem „ohne Anfang und Ende"; niemand behauptet, daß die Ewigkeit im Ganzen der Schlange gleiche. Oder, um ein gegenwärtig naheliegendes Symbol zu wählen, der Christbaum repräsentiert Christus; aber das heißt nicht, daß Christus einem Tannenbaum mit Lichtern gar ähnlich sei, sondern der Vergleichungspunkt liegt darin: Wie der Baum mit seinen Lichtern durch die dunkle Nacht strahlt, wie seine grünen Zweige einen Gegensatz bilden zur winterlich toten Natur, so ist Jesus als Licht und Leben dem Volk aufgegangen, das in Finsternis und Todesschatten saß. Dieser Vergleichungspunkt soll die Gedanken von dem Baum hin zu Jesus lenken. Daß der Christbaum ursprünglich ein heidnisches Symbol ist und die jetzige Bedeutung erst später erhielt, ändert an dem Gesagten nichts.

Das Symbol ist nicht ein Hilfsmittel der Erkenntnis, wie das Gleichnis, sondern bloß ein solches der Gedankenassoziation, es will Gedanken und Gefühle in einer bestimmten Richtung lenken. Und da

der Kultus die Gedanken erheben, Stimmungen und Gefühle wecken will, arbeitet er besonders gern mit dem Hilfsmittel des Symbols. Wie aber das Gleichnis um seine Wirkung gebracht wird, wenn man es als Symbol auffaßt, so auch das Symbol, wenn man es mit dem Gleichnis verwechselt.

Auch das Christentum hatte schon frühe seine Symbole, die beiden „Sakramente" Taufe und Abendmahl. Die reinigende und erfrischende Wirkung des Wassers auf den Untertauchenden lenkt die Gedanken hin auf die reinigende und erneuernde Kraft der göttlichen Gnade, damit das Herz von dem Eindruck derselben ergriffen werde. Die Abendmahlselemente, Brot und Wein, repräsentieren durch den Vergleichungspunkt des Brechens und Gießens den Tod Jesu, sollen die Gedanken auf das Brechen seines Leibes und das Vergießen seines Blutes hinlenken. Wohl dieselbe Bedeutung hat das Symbol des Kreuzes, die Gebärde des Kreuzschlagens.

Aber wie im Gleichnis immer die Gefahr liegt, daß es für zutreffende Beschreibung gehalten und zum Dogma gemacht werde, so wird beim Symbol der repräsentativen Bedeutung leicht die Meinung untergeschoben, es diene wirklicher Kraftübertragung, die Taufe vermittle wirklich Gottes Gnade, im Abendmahl werde die Wirkung des Todes Jesu angeeignet, das Kreuzschlagen bedeute wirklich einen Schutz. Alles Gewicht wird dabei auf die Ceremonie gelegt, nach der psychologischen Vermittlung nicht gefragt. Das ist der Mißbrauch der magischen Auffassung, bei welcher der Ernst und die Innerlichkeit der Religion völlig abhanden kommt. Dieser magische Mißbrauch hat schon vielen auch den vernünftigen Gebrauch des Symbols verleidet. Man muß sich überhaupt fragen, ob das Symbol nicht in eine weniger reflektierte Zeit gehöre. Es ist eigentlich ein Unding, wenn man sich sagt: ich will mir das Symbol vor Augen stellen, um mich dadurch auf das, was es repräsentiert, hinweisen zu lassen. Wo man so reflektiert, hat man das Symbol nicht mehr nötig. Es gibt sicher noch Leute, denen es noch etwas sagt. Aber denen, die nichts damit anzufangen wissen, soll man es nicht aufzwingen. Es kann sein, daß eine neue Zeit auch neue Symbole schafft. Aber es darf nicht so gehen, daß man sie sucht, sondern sie sollen sich von selbst aufdrängen und mit Freude ergriffen werden, sonst leiten sie nicht zu den wirklichen Quellen der Kraft hin. Und darauf kommt es in der Religion an; sie zu eröffnen, dazu wollen Gleichnisse und Symbole dienen.

R. Liechtenhan.